

Lindita Arapi
Lindenblüten für Bücher

Lindita Arapi
Lindenblüten
für Bücher

Weidle Verlag

Für Fiona und Floria

Eine öde Wüste war es. Traumbefreit. Keine menschenleere Gegend, keine kahle Landschaft, die Wildrosen am Zaun des Hofes ließen manchmal einen Hauch der Schönheit für einige Momente verweilen. Aber es geschah nichts.

Jeden Tag verschmolz der Alltag in diesem milchig nebligen Nichts. Inmitten des Nichts der Provinz ein Kind. Die Augen zum blauen Himmel, wartend, dass das Blaue hinabstürzt. Irgendwann wird der Himmel in Millionen blauen Glasstücken auf die Menschen herabstürzen, dachte es. Denn der Himmel schien ihm eine gigantische Glas- kugel, die irgendwann fallen wird. Dahinter würde es bestimmt anderes geben, dachte das Kind, und sehnte sich so sehr nach einer Katastrophe. Einem Himmelssturz. Damit der Vorhang, dieses Hindernis zu anderen Welten, für immer zerrissen wird.

Es würde eine neue Zeit beginnen, ein anderes Leben, von dem es keine wirkliche Vorstellung hatte. Vielleicht aber hätte sich das Kind in diesem anderen Leben nicht mehr gefragt, ob es verdiente, überhaupt auf dieser Welt zu sein. Vielleicht hätte sich seine Familie nicht mehr ohnmächtig gegenüber den Behörden gefühlt. In diesem anderen Leben hätten sie dazugehört, sich frei gefühlt – auf den Straßen der Stadt.

Der Himmel blieb aber fest und meistens blau.

Eine Kindheit, die sich im Verlauf der Zeit nicht ändert, hinterlässt viele leere Stellen. Vergeblich versuche ich, an die Decke starrend, meine Erinnerungen auszuwringen.

Aber nur eine Handvoll Erinnerungen sind dem endgültigen Vergessen entronnen.

Das Kind fand damals keine Ruhe. Und heute, als Erwachsene, trage ich, wohin ich auch gehe, stets jene Zeit bei mir. Ich will sie nicht mehr verstehen, ich will mich von ihr befreien.

Das erste Mal schreibe ich nicht in meiner Muttersprache. Ich borge mir Wörter aus einer anderen Sprache. Deutsch. Ich borge mir diese Sprache, im Bewusstsein, dass sie nicht meine eigentliche, meine erste Sprache ist. Sie steht mir nur zur Verfügung, und ich schaffe mir dadurch die nötige Distanz zu dieser Zeit. Denn ich fühle mich klein und wertlos, wie das Kind damals, wenn ich in meiner Muttersprache darüber schreibe. Ich fühle die Ohnmacht, wie damals, und ich will diese Ohnmacht hinter mir lassen.

Es ist ein Wagnis.

Dieser Versuch, mit den Erinnerungsfetzen, die ich einer anderen Sprache anvertraue, eine vergangene Welt wiederzubeleben, zu zerpfücken. Ein Blindflug, währenddessen ich der neuen Sprache mehr vertrauen werde, vertrauen muss, als sie mir. Es bleibt mir nur die Hoffnung, jene, die die französische Philosophin und Vertreterin der *écriture féminine*, Hélène Cixous, in ihrem gemeinsamen Buch mit Jacques Derrida, *Die sexuelle Differenz lesen*, ausspricht, als sie Antworten in der Sprache zu finden suchte. Sie war überzeugt: »Was wir nicht wissen [...], das weiß die Sprache.« Dennoch ist dies eine »unermüdliche Arbeit des Entschleierns, des Aufspürens, Ortens, des Wühlens, des Grabens«, wie Cixous schreibt.

Angst einatmen

Für mich war es eine Zeit des Nichts.

Ein Leben unter einer Glocke.

Innerhalb eines gewissen Radius, der nicht erweitert werden durfte. Außerhalb der Glocke wartete der Tod.

Über dieses Nichts wachte die Angst. Die Luft war davon geschwängert.

Ich atmete sie Tag ein, Tag aus.

Ich atmete Angst ein und erstarrte.

Und es war nicht einmal ein Zustand des Leids. Ich kannte ja nichts anderes. Nur ein dumpfes Lebensgefühl, fortwährend, als Normalzustand akzeptiert. Ein Kind lebt im Heute, das ist sein Zustand und es nimmt ihn an, wenn es nichts anderes kennt. Ich war aber kein Kind, wenn man an die Kindheit als eine Zeit des Spielens und Austobens denkt. Diese Kindheit ist mir fremd geblieben. Dass mir von dieser Zeit jene Schätze fehlen, wie Astrid Lindgren sie nennt, war mir nicht bewusst. Schätze, die man mit sich herumträgt und aus denen man ein Leben lang schöpfen kann. »Dann weiß man, was es heißt, in sich eine warme Welt zu haben, die einem Kraft gibt, wenn das Leben schwer wird.«

Ich war traurig, wenn ich Freundinnen nicht treffen sollte, weil ich als Kind vielleicht das Geheimnis des Hauses – wir waren verwandt mit den Feinden des Volkes – ungewollt verraten würde. Ich atmete Angst ein, auch wenn ich allein im kleinen Hof Köchin spielte und den Teig aus Matsch in gefundenen Deckeln von weggeworfenen

Gläsern plattdrückte. Wenn ich in die Schule ging, mit grundlos zitternden Händen. Wenn ich, das Pummelchen, vor meinen riesig großen Eltern mit gesenktem Kopf stand, kurz vor einer Bestrafung wegen Belanglosem. Wenn ich mich allein im Dunkeln in den Gassen meiner Stadt auf dem Weg nach Hause befand. Ich atmete Angst ein und rannte nach Hause.

Nach Hause, wo die Glückseligkeit fremd war. Denn die Freude hatten meine Eltern verbannt. Man gewöhnt sich an ein Leben als eine öde Ode ohne Freude. Freunde hatte ich keine, aber viele Schwestern. Ich sollte nicht draußen spielen. Denn das Draußen bedeutete Gefahr. Die Meinung meiner Eltern wurde unmissverständlich ausgedrückt: Wehe, wenn du allein nach draußen gehst!

Draußen würde ich schmutzige Wörter lernen. Als Folge könnten schmutzige Gedanken aufsprießen. Das war das erste Gebot: Denn solchen Gedanken folgen irgendwann schlimme Taten.

Als ob sich da draußen die große, weite Welt abspielte!

Unser Haus lag in einer kleinen Gasse, mit einer kleinen staubigen Spielfläche am Ende, wo die Jungs grundlos schrien und spielten, die Schwere der Fäuste aneinander testeten, herumbalgten im Staub und Schlamm, vom Gestank des Mülls begleitet, der tagelang nicht abgeholt wurde.

Auch wenn meine Eltern es mir erlauben würden, hätte ich keine Lust gehabt, draußen zu spielen. Ich war an mein bisheriges Leben in diesem Käfig gewöhnt, und ich wusste nicht, worüber ich mit anderen Kindern hätte reden sollen. Über Bücher? Dafür war die Schule da. Ich benahm mich wie eine Stumme, als ich meine Altersgenossen traf, ich war ihnen als Bücherwurm fremd. Außerdem vererbte meine

Mutter mir ihren Sauberkeitwahn. Draußen zu spielen hieß, mit schmutzigen Kleidern nach Hause zurückzukehren.

Dennoch zog das Draußen mich in gewisser Weise an mit dem Reiz des Unbekannten. Hinter dem Spielfeld mündete die Gasse in eine andere Gasse mit winzigen Häusern auf beiden Seiten, dann folgte ein breiterer, unbefestigter Weg, der einen schnurstracks auf eine asphaltierte Straße und dann direkt in die Stadtmitte von Lushnja führte.

Das war die große Welt!

So klein war meine damalige Welt!

Vorsicht! Denn auch in diesem Städtchen könnten die Geschehnisse außer Kontrolle geraten, meinten meine Eltern. Es gab ein Kino, das Exekutiv- und Parteikomitee, einen Kulturpalast, ein Restaurant, kleine Geschäfte und sogar ein Hotel. Aber es gab keinen Grund, im Zentrum der Stadt zu sein, außer man hatte, so schnell wie möglich, etwas zu erledigen, um zügig wieder nach Hause zurückzukehren.

Die Uhr wurde schon beim Hinausgehen innerlich gestoppt.

Allein im Zentrum herumvagabundieren? Ich könnte mich plötzlich frei fühlen, Sehnsüchte entwickeln, sie weiterspinnen, nicht aufhören, und am Ende würde mich eine fürchterliche Metamorphose entstellen.

Ich könnte anfangen zu wünschen! Ich würde es wagen zu wünschen! Denn ich war wunschfrei. Keine Erwartungen, keine Wünsche.

Es könnte so weit kommen, dass ich etwas wollen würde, was nicht erlaubt war. Es könnte sein, dass in mir der Wunsch keimte, eine eigene Meinung zu haben, selbst

entscheiden zu können. Über den Zaun zu springen. Eigene Wege zu gehen. Wege, die mich aus der Stadt, der Hauptstadt, vielleicht auch außerhalb des Landes führen würden, obschon die Vorstellung utopisch schien. Es könnte der Wunsch keimen, das traditionelle Gehege zu verlassen. Den Eltern zu widersprechen. Den guten Ruf eines Mädchens zu zerstören. Alarmzeichen!

Falscher Alarm, wollte ich brüllen! So weit bin ich noch lange nicht. Der Käfig konnte offen sein, mir würde nicht mal in den Sinn kommen, zu fliehen.

Aber ich konnte nicht brüllen. Ich war stumm.

Lange war ich stolz auf dieses Mädchen, das niemandem Sorge bereitete, die besten Noten nach Hause brachte, im Haushalt mithalf, sich vorbildlich benahm. Das errötete, wenn es mit Erwachsenen sprach. Jahrzehntlang war ich hungrig nach dem Lob der Eltern, der Lehrer, der Verwandten. Ich dachte, ich genüge nie, um ihr Lob zu verdienen – ohne zu merken, wie sehr diese Gefügigkeit, diese Unfreiheit mich entstellte.

Am liebsten versank ich in Romanen, die ich manchmal zwischen den Schulbüchern versteckte, damit meine Mutter nicht herausfand, dass ich nicht für die Schule lernte. Die Romane machen dich verrückt, du sollst sie nicht lesen, sagte sie. Lerne für die Schule, du musst die besten Noten haben, damit du vielleicht irgendeine Chance bekommst. Sie schenken uns nichts, das weißt du. Sie, damit war die Partei, die Volksmacht gemeint.

Meine Mutter gehörte nicht dazu. Sie hat sich auch nie darum bemüht, dazuzugehören. Das wollte sie nicht. Sie sprach wenig und arbeitete viel. Sehr viel. Ruhe gönnte sie sich nie, außer wenn sie außer Atem vor Erschöpfung war.

Überhaupt gönnt sie sich bis heute nie etwas. Die Arbeit als Therapie, womit man das Leiden verdrängen kann. Heute erkenne ich, dass ihre Hingabe und ihr Fleiß ungewöhnlich waren, fast pathologisch, weil sie auch die Schmerzgrenze überschritten. Unter höllischen Schmerzen wegen der vielen aufeinanderfolgenden Bandscheibenvorfälle setzte sie draußen den großen Kessel aufs Feuer, wartete, bis das Wasser kochte, benutzte das einzige zur Verfügung stehende Waschmittel, Milva, ein aggressives Pulver, das ihre Hände rot werden ließ, und wusch. Sie wusch ständig. Sie wusch draußen voller Wucht die Bettlaken unserer so großen Familie.

Erholung, Urlaub, Ausruhen waren für meine Mutter Fremdwörter. So auch Glück und Schönheit. Auf Glück piff sie, weil mit Glück nicht sie gemeint war. Vor der Schönheit hatte sie Angst, eine Mutter mit so vielen Töchtern konnte nicht anders. Schönheit war für sie gefährlich.

Meine Mutter hatte keine Sprache für ihr Leid gefunden: Als zweijähriges Kind war sie mit Mutter und Verwandten deportiert worden und hatte später in großer Angst und Armut gelebt. Diese Sprache suche ich heute für sie. Denn heute weiß ich, dass sie nicht nur Angst hatte, zu sprechen, auch vor uns, sondern dass sie verstummt war. Sie lebte im Bewusstsein, dass sie kein Recht hatte, zu sprechen. Vielleicht nicht mal eines, zu existieren, und nur durch einen ungewöhnlichen Arbeitsdrang fand sie für sich immer einen kleinen Platz. Nicht am Kopf des Tisches. Immer am Ende. Sie suchte nicht das Beste für sich, sondern nahm das, was übriggeblieben war. Ich spürte, dass sie unglücklich war. Sie haben meinen Vater umgebracht, sagte sie nur einmal leise. *Sie* – damit waren die Kommunisten gemeint.

Aber eines hat sie nie verloren. Die Würde. Die Armut, die Schmerzen, die gesellschaftliche Ausgrenzung, alles ertrug sie mit Würde. Das ist der Schatz, den sie mir mitgegeben hat.

Ein Glück widerfuhr ihr dennoch: mein Vater. Ein wunderbarer Erzähler, der nicht nur sie, sondern jeden aufheitern konnte. In jeder kleinen Alltagssituation erzählte er gern eine Geschichte. Oft waren es alte Geschichten von Brauchtum und Mahnung. Und die Mahnungen gingen natürlich immer an uns Mädchen. Er erzählte mit Leidenschaft und brachte uns Mädchen, aber auch die Gäste, zum Lachen. Ein wahrer Geschichtenspeicher.

Ansonsten wurde wenig gesprochen. Noch dazu war unsere Sprache dermaßen karg und korrekt, ja eingengt, dass es schmerzte. Ihre Grenzen wurden immer unüberwindbarer, meine Gedanken prallten schnell an eine unsichtbare Wand, weil mir der Ausdruck für sie fehlte.

Eine Sprache unter dem Diktat der Ideologie, die auch das Denken verarmen ließ. Meine Schwestern und ich wählten unsere Worte mit großer Vorsicht. Sie mussten erlaubt sein, sollten unsere Eltern und die Welt da draußen nicht verärgern. Mit der Sprache provozieren? Soweit reichte nicht mal unsere Fantasie.

Vornehm sein! Das zweite Gebot, denn wir waren Mädchen, und eine derbe Sprache entspricht einem feinen Mädchen nicht.

Vorsichtig sein! Das dritte Gebot: Weil auch die Wände Ohren hatten, und wenn etwas laut gesagt wurde, das als Propaganda oder als Agitation hätte gelten können, wären wir alle verloren gewesen. Hätten wir laut gesprochen und uns über unser Schicksal als Nachkommen der

Volksfeinde beschwert, verrieten uns vielleicht die Nachbarn. Wir befanden uns zwar nicht im Internierungslager, das hatte meine Mutter hinter sich, dennoch standen wir unter Beobachtung. Ein falsches Wort. Ein falsches Benehmen. Eine Widerrede – und das Licht wäre für alle erloschen.

Meine Eltern wiederholten es unermüdlich.

Vorsicht!

Vorsicht!

Vorsicht!

Das meistgehörte Wort meines damaligen Lebens.

Irgendwann wagte ich es vor lauter Vorsicht nicht mal mehr, mich überhaupt zu äußern. Nur den auswendig gelernten Schulstoff plapperte ich nach – für ihn brauchte ich keine eigene Meinung zu haben.

Und irgendwann entstand aus all dem auch ein Gedicht.

Vorstädter!

Hier

Wo nicht einmal Platz ist

Zum Weinen.

In Häusern wir Streichholzschachteln,

Die Wände dünn geworden vom Kindergeplärr.

Selbst deine lautlosen Schluchzer gehören nicht dir.

Hier

Leben die Leute jammern.

Jammern einander etwas vor.

Die Mütter sind eifersüchtig auf das Geklage,

Auf das niemand hört.

Menschen am Rand

Einer vergessenen Welt.

*Sie vermögen
Verwandte zu hassen,
Doch Fremde lieben sie.
Den ganzen lieben Tag, den Gott werden lässt,
Treiben die alten Weiber Magie.
Und das Glück der Mädchen ist gebunden.
Gelichtet die Reihen der Männer.
Du erstickst fast.
Den Blütenblättern im Hof stockt der Atem.
Die Nostalgie ist genauso wie ehedem,
Seit ich geboren wurde,
Nur das Laub hat sich verändert,
Je nach Jahreszeit.
Die Nacht bricht schneller an,
Schwer wie das unheilvolle Geschick der Vorstädte.
Ohne Raum.*

*Ich kann nie, niemals,
frei sein ...
Dann würden mir die Eltern
sterben.*

*

Es waren die 80er! Die gnadenlose Diktatur hatte schon angefangen zu zerbröseln, doch ich konnte es damals nicht erkennen. In meiner Familie und meiner Gegend zirkulierten keine geheimen Informationen über die Lage des Landes, der Partei. Das war ein Luxus der höher Gestellten. Auch einfache Fragen unsererseits könnten schnell als Propaganda und Agitation verstanden werden. Wer schnell

hinter Gittern kommen möchte, kann gern sein Maul aufreißen, wie mein Vater zu sagen pflegte.

Lieber schweigen.

Ich konnte nicht in Frage stellen. Ich hatte es nicht gelernt. Nur einmal, als ich im Radio hörte, wie der Sprecher stolz ankündigte, dass die Pläne der Agrarwirtschaft zu 120 Prozent realisiert worden waren, fiel mir meine Großmutter ein, wie sie die Milch portioniert abholte, nur eine kleine Kanne für die Enkelkinder am Tag. Das erste Mal wurde mir bewusst, dass etwas nicht stimmte. Das Gerede im Radio und die Realität stimmten einfach nicht überein.

Eine Feststellung, die mir beinahe wie eine Rebellion schien. Ich kannte das nicht. Weiterdenken konnte ich allerdings nicht. Regelmäßig flöste meine Mutter uns ein: Gedanken-Ausschweifungen können sich nur diejenigen erlauben, die »warme Schultern« haben. Unsere Schultern waren frei, dem eisigen Wind der Bestrafung auf allen Seiten ausgesetzt. Wir waren die anderen. Ein politischer »cen« – »Makel« – stach in unsere Biografie.

Wir, wie alle Kinder, riefen bis zur Heiserkeit in Paraden: »Parti Enver, wir sind immer bereit!«, »Enver Hoxha! Nimm Leben von unseren Leben!« Alle wiederholten den Refrain des unfehlbaren kommunistischen Staats. Alle zuckten, als im Dezember 1981 die Nachricht im Radio kam, dass Premierminister Mehmet Shehu sich umgebracht hat. Die politische Säuberungswelle war danach gewaltig.

Dann starb wenige Jahre später Enver Hoxha. 1985. Eine Flutwelle von Tränen schwappte über das Land. Menschenkolonnen ehrten bei Trauermusik und unter Schluchzen die Leiche des Diktators vor dem Begräbnis. Alle weinten, außer meiner Mutter. Ich weinte auch. Ich kam früher von

der Schule und warf mich aufs Bett. Ich wusste nicht, warum ich weinte, aber ich weinte. Vielleicht spürte ich, dass diese Nachricht eine tiefe Erschütterung für uns bedeutete, aber ich wusste nicht, welche.

Ein ganzes Volk fühlte sich als Waise, wurde gesagt. Ein Volk, das weiterhin schwieg – bis zur Wende.

*

Für die Welt waren es die bunten 80er! Doch diese Welt existierte für uns nicht.

Die wenigen Nachrichten aus der Welt, die bei uns in den Abendnachrichten des einzigen TV-Senders ankamen, waren zuvor durch die Filter der politischen Ideologie gegangen. Besonders die imperialistischen Länder des Westens und revisionistischen Länder des Ostens seien unserem sozialistischen Land feindlich gesinnt, dem strahlenden Leuchtturm an der Adriaküste, und so sollten sie auch behandelt werden. Als böswillige, unterdrückende Staaten wurden sie uns präsentiert, als Länder, in denen die Menschen hungerten und unter Brücken schliefen. Ich erinnere mich an mein großes Mitleid.

Die Propaganda der Diktatur ergoss sich in regelrechtem Hass über die USA, die Sowjetunion und nach dem Zusammenbruch der Beziehungen Ende der 70er Jahre auch über China. In Enver Hoxhas Werken, die wir in politischen Bildungsstunden in der Schule diskutierten, rief er regelmäßig zur Einigung des Landes auf, warnte vor der Gefahr des amerikanischen Imperialismus und betonte, dass wir, im Land des echten Kommunismus, nie aufgeben würden. »Gras werden wir fressen, aber niemals werden wir uns

aufgeben«, war einer der berühmtesten Aussprüche, die jedes Kind kannte.

Es kamen CDs, PCs, Gameboys in den Läden des Westens auf. Bei uns wurde die Ernährung rationiert und es wurden Lebensmittelkarten eingeführt für Fleisch, Käse, Butter. Ein Kilogramm Fleisch im Monat pro Familie.

Ich erinnere mich, wie ich mich um 5 Uhr in der Früh, auch im Dunkeln im Winter, auf den Weg zum Molke-reigeschäft machte, um meinen Stein in die Schlange zu legen. Eine lange Schlange verschiedener Steine zog sich meterlang. Große, kleine, runde, grobe Steine. Mit Vorsicht ausgewählt, gut gemustert, bevor man sie an ihre Stelle neben der Schlange legte, denn der Stein stand stellvertretend für einen selbst. Man sollte sich gut an ihn erinnern, wenn man zurückkam, sonst verlor man seinen Platz in der Reihe – und es gab an dem Tag keine Milch und keinen Joghurt zu Hause. Zwei Glasflaschen Milch und zwei Flaschen Joghurt. Nicht immer schaffte ich es, mit Milch und Joghurt nach Hause zu kommen. Denn die Lieferung genügte nicht für alle. Wer zu spät seinen Stein niedergelegt hatte, hatte das Nachsehen. Wer als Kind einen Stein brachte, konnte damit rechnen, dass der eigene Stein plötzlich Beine bekam und einen neuen Platz am Ende der Schlange fand. Es gab oft Streitereien in der Schlange, die wir Kinder immer verloren haben.

Die Katastrophe von Tschernobyl vernahmen wir und achteten darauf, keine Milch zu trinken. Ein Jahr später starb meine Großmutter an aggressivem Brustkrebs. Später beschuldigte meine Mutter Tschernobyl, als sie erfuhr, welches Krebsrisiko die Radioaktivität für den Körper bedeutete, aber es klang viel mehr nach der Suche nach

einem Schuldigen für den Verlust – einem Schuldigen, gegenüber dem sie ohnmächtig war.

Es kamen der Hits der 80er Jahre. Wir konnten sie nicht direkt hören, sondern nur über die fremden Radiokanäle, die wir empfangen. Ich erinnere mich, wie ich den Empfang eines Belgrader Senders lange suchte, damit ich die Hits hören konnte. Immer ein Auge auf das Tor gerichtet, damit ich früh genug mitbekam, wenn mein Vater sich näherte. Dann wurde der Sender sofort gewechselt.

Mein Lieblingshit *Life is life* wurde mit sechs Jahren Verspätung zum Ohrwurm. Dann sah ich das erste Mal Madonna mit Unterhöschen über Strumpfhose auf der Bühne, wie sie sich reckte und streckte, und ich war verwirrt und verängstigt. *Lambada* kam irgendwann in den 90ern zu uns, und die Mädchen schwangen die Hüften.

Ronald Reagan, der Politiker, der 1981 Präsident der Vereinigten Staaten wurde und zur Überwindung des Kalten Krieges den wichtigsten Beitrag leistete, richtete in Berlin im Jahr 1987 einen Appell an Michail Gorbatschow, die Berliner Mauer einzureißen. »Mr. Gorbatschow, open this gate! Tear down this wall!« Wir wussten von diesem Ruf nichts.

Auch den Mauerfall am 9. November 1989 versuchte die offizielle Propaganda möglichst schweigend zu überspringen, damit das Jahrhundertereignis gar nicht als solches von der Bevölkerung wahrgenommen wurde. Am nächsten Tag, anstatt über den Mauerfall zu berichten, widmete sich die wichtigste Zeitung, *Zëri i Popullit*, das Organ der Arbeiterpartei, über zwei Seiten dem Besuch des kubanischen Außenministers in Tirana.

Vom Mauerfall erfuhr ich Monate später, im Jahr 1990.

*

Inhalt

Angst einatmen	9
Lindenblüten	25
Bittgänge	30
Das Land, das nicht anders konnte, als blind zu werden	41
Freiheit! Freiheit?	48
Europa und wir	55
Rückkehr – Familie im Sommer	61
Meine Schwester trotz Simone de Beauvoir	76
Ich bin das Haus, das irgendwo steht	94
Der Engel brachte mich um	104

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Weidle Verlag, Göttingen 2025
Wallstein Verlag GmbH
Geiststr. 11, 37073 Göttingen
www.wallstein-verlag.de
info@wallstein-verlag.de

Der Weidle Verlag ist ein Imprint der Wallstein Verlag GmbH.

Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond
Umschlaggestaltung: Eva Mutter (evamutter.com)
Druck und Verarbeitung: Pustet, Regensburg

ISBN 978-3-8353-7594-2